Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch
Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde
Band: 50 (1930)

Artikel: Erinnerungen an das Dorf Benken im Weinland
Autor: Walder, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-985657

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an das Dorf Benken im Weinland.

Von Dr. E. Walder.

Von vielen Seiten her ist der Wunsch an mich gegangen, über meine Eindrücke und Erfahrungen aus der Jugendzeit, die ich auf dem eigentlichen Bauernlande zugebracht habe, einläßlichere Mitteilungen zu machen. Schließlich bin ich den geäußerten Wünschen nachgekommen, weil gerade in dem in Frage stehenden Dorfe noch viele alte Sitten und Gebräuche vorhanden sind, oder wenigstens in meiner Jugendzeit vorhanden waren, und weil ich auf diese Weise den pietätvollen Dank abstatten kann für all das Angenehme und Schöne, das mir auf dem Lande zu genießen vergönnt war.

Zunächst soll von den Vorzügen gesprochen werden, welche die eigenartige Lage in der Landschaft bietet. Das Dorf Benken, ein altes, urchiges Bauerndorf, wo ich im Pfarrhaus eine frohe, unvergeßliche Jugendzeit verlebte, breitet sich, eine Stunde von Schaffhausen entfernt, am Südhang des Kohlfirsts aus; man kann die Ortschaft ein Straßendorf nennen, da die Häuser im wesentlichen längs der Hauptstraße, die von Schaffhausen nach Winterthur führt, sich hinziehen, während allerdings im Oberdorf die Wohnstätten weniger geordnet sind und sich an die Schluchten und Hänge des Kohlfirsts anschmiegen. Gegen Süden zeigt sich die Alpenkette vom Säntis bis gegen die Berneroberländer Berge dem bewundernden Blick des Naturfreundes.

Die Erfahrung aus vielen Jahrhunderten hat gezeigt, daß der Ort durch die nach Norden nicht unerheblich emporragende Hügelkette von kalten Winden verschont bleibt, und es hat sich die bemerkenswerte Tatsache festgestellt, daß die Kulturen von Hagelwetter, die häufig in benachbarten Gegenden, wie im Flachthal, großen Schaden anrichten, nicht betroffen werden. Für die Bewohner, die seit den ältesten Zeiten sich dem Rebbau widmen, ist diese Feststellung,

die meines Wissens seit wenigstens hundert Jahren keine Ausnahme erfahren hat, von unschätzbarer Bedeutung. Da der nördliche Teil des Kantons Zürich, in welchem das Dorf Benken liegt, zu denjenigen Gegenden der Schweiz gehört, in denen die jährliche Regenmenge gering ist, und die Sonnenstrahlung einen hohen Grad erreicht, so wird daselbst noch viel Getreide gepflanzt. Im Bezirk Andelfingen, zu dem das Dorf Benken gehört, ist sogar das Areal der Getreidefelder ebenso umfangreich, wie dasjenige der Wiesen. Mit Recht zeigt daher das Wappen von Benken den Zürcher Schild mit Rebmesser und Pflugschar.

Die geschilderten Verhältnisse verleihen der Gegend einen besonderen Reiz, zumal im Sommer. In das gleichmäßige Grün des Wieslandes mischen sich die hellglänzenden Getreidefelder mit den vom Winde leise bewegten, wogenden Halmen und Aehren, aus denen heraus die blauen Kornblumen und die rothen Feuerrosen freundlich leuchten.

Zur Zeit der Getreideernte war, wenigstens in früheren Perioden, ein recht bewegtes Leben, besonders da zur Hilfe bei der strengen Feldarbeit eine größere Zahl von Schnittern beider Geschlechter aus dem Schwabenland sich einstellten, deren fremdartiges Wesen und Gebahren für die Dorfjugend viel Reiz bot.

Als echt alemannische Ansiedlung hat Benken noch verschiedene Einrichtungen und Bräuche aus der germanischen Vorzeit festgehalten. Zu der Zeit, da die Römer mit den Germanen bekannt wurden, ist es den ersteren als etwas sehr Merkwürdiges aufgefallen, daß diese Germanen keine getrennten oder geteilten Güter besaßen, sondern nur ein einheitliches, der Allgemeinheit gehörendes Land. Sie waren also in gewissem Sinne Kommunisten, und wenn bei uns diese Art des Besitzes wieder einmal eingeführt werden sollte, so müssen wir bedenken, daß auch bei den politischen Verhältnissen ein gewisser Kreislauf der Dinge sich abzuwickeln pflegt. Gerade in Benken ist jetzt noch ein ziemlich großer Umfang des fruchtbaren Areals ungeteiltes Gemeindeland. Ein Teil desselben wird zu Gemüsepflanzungen verwendet, hauptsächlich für Kohl, der daselbst vorzüglich gedeiht und weit herum geschätzt wird. Das für diesen Gemüsebau bestimmte Land ist in gleichmäßige Stücke geteilt, von denen die Bürger je eines erhalten, aber nur zur Nutznießung. Niedergelassene sind von dieser Nutznießung ausgeschlossen; übrigens ist bei der fast ausschließlich dem Bauernstande angehörenden Bevölke-

rung die Zahl der Niedergelassenen immer verschwindend klein gewesen. In gleicher Weise ist im Ried eine größere Fläche ausgeschieden, aus deren abgegrenzten Stücken die einzelnen Bürger die für die Heizung äußerst vorteilhaften „Turben" gewinnen, und wieder ein anderes ausgedehntes Gelände liefert den mit der Viehzucht sich beschäftigenden Bewohnern die unentbehrliche Streue. Auch der Wald, welcher den Kohlfirst bedeckt, ist zu einem großen Teil Eigentum der Gemeinde; nur kleinere Stücke gehören Privatpersonen.

Die Gemeinde hat es durch Fleiß und vernünftiges Sparen zu einem ordentlichen Wohlstand gebracht, so daß, abgesehen von der Staatssteuer, keine Steuern erhoben werden mußten; es gab keine Kirchen-, keine Armen-, keine Schul- und keine Gemeindesteuer. So war es vor 50 und mehr Jahren, und auch heute noch sind die Einwohner von Benken nicht durch Steuern geplagt. Reiche Bürger gab es nur wenige, aber auch die Zahl der Armen war verschwindend klein; es herrschte durchweg ein angenehmer Wohlstand.

In den Anschauungen und Gebräuchen hing man gerne am Alten. Das zeigte sich schon an den Taufnamen, die sich auf eine kleine Zahl beschränkten, wie: Heinrich, Jakob, Johannes, Konrad, Rudolf; besonders beliebt waren Namen aus dem alten Testament, und zu meinem Gedenken gab es verschiedene Adam, Abraham, Isak, Elias. Auch für die Mädchen wählte man fast ausschließlich biblische oder andere alte Namen, wie Anna, Elisabetha, Margaretha, Barbara, Maria, Magdalena, Susanna. Die Leute unterschied man in der Benennung nicht nach dem Geschlechtsnamen, sondern bezeichnete sie mit dem Vornamen und dem Beruf oder besondern Wohnort; dabei pflanzte sich ein Name oft durch verschiedene Generationen fort, ohne daß er noch paßte. Der Vorname vor allem spielte eine wichtige Rolle, er steht ja auch im Kalender, der manchen Leuten soviel galt wie die Bibel, und es wurde nicht, wie heutzutage fast allgemein, der Geburtstag, sondern der Namenstag gefeiert. Benennungen von Personen waren beispielsweise: Melcherheiri, Wagnerchriste, Schneiderhannis, Schlößlirüedel, Strumpfweber, Straßer am Bach, Salomo auf der Guggere. Unter den Geschlechtern, die schon vor 1634 in Benken eingebürgert waren, ist jetzt noch das Geschlecht der „Meister" am zahlreichsten vertreten; ihnen kommen nahe die Straßer, Räß, von Au, Leu und Wiederkehr. Etwas jüngere sind die Uttinger, Studer, Schenkel, Dengler usw. Aber auch noch

jüngere Geschlechter, die erst im 19. Jahrhundert auftreten, sind jetzt schon im Aufblühen begriffen.

Die Bevölkerung beschäftigt sich fast ausschließlich mit Landwirtschaft; dazu werden einige Handwerke und Gewerbe, die mit der Landwirtschaft in Verbindung stehen oder für die Ernährung und Bekleidung nötig sind, betrieben, aber meistens nur im Nebenberuf. Jede Haushaltung hatte eine Anzahl Grundstücke zur Bebauung, und nur wenige unbemittelte Leute besaßen keine Reben. Großbesitz hatte sich in der Gemeinde zu keiner Zeit gebildet; wenn ein Bürger zwei Jucharten Reben besaß, so war das schon viel. Ein Mißstand, über den sich aber die Leute kaum beklagten, war die Zerstückelung des Grundbesitzes. Erst vor kurzem wurde mit großen Kosten eine rationelle Güterzusammenlegung ins Werk gesetzt. Fabrikanlagen im Dorfe sind nicht vorhanden, und die nahe gelegenen Fabriken in Neuhausen und Schaffhausen werden nur von wenigen Bewohnern besucht, so daß Benken wirklich als der Typus eines originellen, unverfälschten Bauerndorfes gelten kann.

Ueber die Berufsarten, die nebenbei betrieben wurden, ist noch Folgendes nachzutragen: Es gab Schmiede, Schlosser und Wagner, Maurer und Zimmerleute, Schneider und Schuster, Küfer, Bäcker, Schweinemetzger, Chabisschnetzler und einen Müller. Auch der Beruf eines Drehers wurde früher vielfach ausgeübt; seitdem aber das Spinnen des Hanfes auf dem Lande außer Kurs gekommen ist, mußten die Dreher allmählich ihre Werkstätten schließen. Das Kunsthandwerk, wie Möbelschreinerei usw., war nicht vertreten. Eine Metzg existierte nicht im Dorf; nur je am Samstagabend brachte der Metzger von Marthalen Fleisch zum Verkauf nach Benken. In meiner frühesten Jugend gab es nicht einmal einen eigentlichen Spezereiladen; eine kranke Frau, die nicht auf dem Felde arbeiten konnte, verkaufte in ihrem Hause die notwendigsten Bedarfsartikel, wie Kerzen, Zucker und dergleichen. Anderes besorgte man selbst in Schaffhausen oder gab den zwei Boten von Trüllikon, die zweimal in der Woche durch das Dorf nach Schaffhausen zogen, den Auftrag, das Notwendige zu besorgen.

Wie schon früher bemerkt worden ist, bildete der Rebbau bei der Landwirtschaft die Hauptrolle und hier waren es die Frauen, die neben den Pflichten als Hausfrau und Mutter einen sehr bedeutenden Teil der Arbeit leisteten. Besonders bei den leichtern Verrichtungen im Rebbau halfen sie mit, und die Frauen, die das

„Rebwerch“ gut verstanden, erfreuten sich ganz besonderer Achtung. Schon früh im Jahre, wenn der Schnee kaum geschmolzen war, sah man sie in ihren weißen Kopftüchern, dem sogen. „Zunketlumpen“ (Gesundheitstuch) in die Rebberge hinauswandern. Da die Reben während des Winters in den untern Lagen wegen der Fröste zu Boden gelegt und mit Stroh oder Reisig zugedeckt werden, müssen sie im Frühling wieder aufgerichtet und gebunden werden. Die letztere Arbeit kommt den Frauen zu. Wenn sie das Haus verlassen, gehen sie zuerst mit Strohbündeln, dem sogen. Schaub, zu einem Brunnen, tauchen den Schaub in das Wasser und trippeln alsdann auf ihm herum, um ihn geschmeidig zu machen. Auch bei der Zubereitung des Hanfes waren sie tätig, indem sie vermittelst der „Rätschen“ die steifen Hanfstengel brachen, so daß der „Chuder“, d. h. die fadenartigen Bestandteile, herausgeschält werden konnten. Daß in früheren Jahren der Hanf von den Frauen und Töchtern an den Winterabenden selbst gesponnen wurde, ist bekannt; leider ist diese Betätigung, die zur Gemütlichkeit während der Winterszeit wesentlich beitrug, allmählich in Abgang gekommen oder ganz verschwunden. Die Frauen treten sonst in der Oeffentlichkeit nicht auf und befleißen sich der größten Einfachheit. Ihre Kleidung hat nichts Besonderes an sich; von einer eigentlichen Tracht kann kaum die Rede sein, indem nur eine „Bandkappe“ sie von den Frauen anderer Gegenden unterscheidet. Von der Sparsamkeit der Frauen nur ein Beispiel: Wir hatten lange Jahre eine Magd, die aus einer kinderreichen Familie des Dorfes selbst stammte und zu Hause entbehrt werden konnte. Nach etwa 15 Dienstjahren kaufte sie sich aus erspartem Gelde ein größeres Stück Rebland, und doch betrug der Wochenlohn damals kaum 4 Franken, und die Reben standen hoch im Preis. Das erwähnte Grundstück, eine Viertelsjuchart, d. h. etwa 1000 Stöcke, kostete 1000 Franken.

Das Dorf hatte mit den Nachbargemeinden nicht gerade viel Verkehr, überhaupt bildeten die einzelnen Dörfer im Weinland je eine abgeschlossene Einheit für sich. Die Abgeschlossenheit zeigt sich unter anderm in der auffallenden Tatsache, daß Heiraten meistens nur unter Dorfgenossen geschlossen und nicht oder höchst selten aus fremden Dörfern Frauen geholt wurden. Diese Abgeschlossenheit hatte auch zur Folge, daß in der Sprache selbst benachbarter Dörfer merkliche Unterschiede sich zeigten. Ein aufmerksamer Beobachter merkte bald, ob er einen Andelfinger oder einen Rheinauer vor sich

habe, ſelbſt in den ganz nahen Gemeinden Uhwieſen, Trüllikon und Marthalen zeigten ſich in der Ausdrucksweiſe deutlich kleine Unterſchiede. Ja, im Flachtal, das nur zwei Stunden entfernt liegt, aber wegen Verkehrshinderniſſen nicht leicht zu erreichen iſt, redete man ſchon eine weſentlich verſchiedene Sprache. Es iſt bekannt, daß die Bewohner daſelbſt die Endſilbe „el“ wie „il“ ausſprechen, weshalb man den Satz prägte: „Es flügt en Vogil über de Irchil und hät en Zeddil im Schnabil“.

Die Abgeſchloſſenheit der Dörfer und der Hang, alte Bräuche und Einrichtungen feſtzuhalten, rührte zum großen Teil daher, daß die Verkehrsverhältniſſe noch ſehr wenig entwickelt waren. In meinen erſten Kinderjahren exiſtierte noch keine Eiſenbahn in der Nähe, erſt im Jahre 1856 wurde die Linie Schaffhauſen—Winterthur eröffnet, die bei der Station Marthalen eine halbe Stunde von unſerm Dorfe weg hinführt. Früher vermittelte ein ſtattlicher Poſtwagen, der von Schaffhauſen her kam, den Verkehr mit Winterthur und Zürich. Wir Kinder nahmen bei der letzten Fahrt mit Wehmut Abſchied von dem ſchönen Poſtwagen, deſſen Erſcheinen für uns immer ein Ereignis war, während die Eiſenbahn nur aus einiger Entfernung geſehen wurde und die Züge unfaßbar ſchnell vorbeiflogen. Ich ſelbſt habe als kleiner, noch nicht ſchulpflichtiger Knabe den Poſtwagen noch mehrfach benützt, hauptſächlich wann ich einen Onkel beſuchte, der in Pfäffikon Lehrer war. Ich wurde von meinen Angehörigen in den Poſtkaſten gepackt und der Obhut des Kondukteurs übergeben; alsdann brachte mich der Wagen über Winterthur nach dem „Hammer“, von wo der zweiſtündige Weg nach Pfäffikon zu Fuß zurückgelegt wurde. Unter Hammer oder Kupferhammer verſtand man damals den Ort Kempttal, weil daſelbſt in einer großen Werkſtätte Gerätſchaften aus Kupfer hergeſtellt wurden.

In Benken gab es natürlich auch Bauern, die an den beſtimmten Terminen den Herren in Zürich den ſchuldigen Zins entrichten mußten. Sendungen durch die Poſt waren unbequem, da es ſich um Hartgeld handelte; ſo wurde denn die Schuld durch den Schuldner ſelbſt nach Zürich und andern Orten gebracht. Dabei benützte man nicht den Poſtwagen, weil die Auslagen für ein Schuldenbäuerlein ſich allzuhoch belaufen hätten. Einen dieſer Bauern hörte ich oft erzählen, wie er am Martinitag um zwei Uhr des Morgens von ſeinem Hauſe aufgebrochen ſei und den acht Stunden weiten Weg in die Hauptſtadt zu Fuß zurückgelegt habe. Wenn er daſelbſt ankam, mußte

er oft lange warten, weil viele Zinsherren eine große Kundſame hatten. So ſoll ein gewiſſer Profeſſor, ein hurdreicher Mann, der ſein Vermögen weniger durch Ausübung ſeines Berufes, als auf dem bequemeren Wege der Erbſchaft und Heirat erworben hatte, am Martinitag erſtens die Schule eingeſtellt und dann eine große Kupfergelte ins Empfangszimmer geſtellt haben, in welche die von den Bauern gebrachten Thaler aufgehäuft wurden. Wenn dann der Bauer ſein beſcheidenes Mittagsmahl, ein Süpplein und eine Wurſt, zu ſich genommen und für ſich oder andere Leute eine Anzahl Kommiſſionen erledigt hatte, machte er ſich wiederum zu Fuß auf den Heimweg.

Eine wichtige Rolle ſpielte im Dorfe die Mühle, die aber nunmehr den Betrieb ſeit langer Zeit eingeſtellt hat. Da wir einen großen, mit viel Federvieh belebten Hühnerhof hatten und für den Unterhalt der Tiere Grüſch notwendig war, ſo mußte ſolches in der Mühle geholt werden. Dieſe Aufgabe fiel während vieler Jahre mir zu. Sie war aber leicht, denn der Gang nach der Mühle bot große Annehmlichkeiten. Nie trat ich dort ein, ohne von den Müllersleuten beſchenkt zu werden. Die Müllerin reichte mir mit vollen Händen Nüſſe, friſches oder dürres Obſt, Kirſchen im Sommer, Trauben im Herbſt; ich war aber auch zufrieden, wenn ich nur ein großes Stück gut gebackenen Bauernbrotes bekam. Zu dieſen Gaben legte der Müller von Zeit zu Zeit aus dem Taubenſchlag, der in der Mühle nicht fehlte, ein Pärchen Tauben, die ich für die Eltern mit nach Hauſe nehmen mußte. Der Müller erlaubte auch meinen ältern Brüdern, in dem großen Weiher oberhalb der Mühle zu fiſchen, und wenn ſich in dieſem auch keine auserleſenen Forellen befanden, ſo war der Fang doch ſtets willkommen. In der Mühle herrſchte damals ein patriarchaliſches Leben; es waren dort vier Generationen, je eine männliche und weibliche Perſon, beiſammen in einer Familie: Der ſteinalte Urgroßvater mit ſeiner noch rüſtigen Frau, der Großvater mit ſeiner Frau, die damals das Regiment führten; die dritte Generation war nach meiner Erinnerung nicht mehr vorhanden, indem Mann und Frau kurz nach einander am Nervenfieber geſtorben waren; in vierter Linie folgten ein Knabe und ein Mädchen. Den ehrwürdigen Urgroßvater ſehe ich noch deutlich vor mir, wie er an ſchönen Tagen auf der Bank vor dem Hauſe ſaß, um ſich an den Strahlen der Sonne zu erwärmen. Er war wenige Jahre nach dem Dichter Schiller geboren und konnte daher Vieles erzählen aus einer

Zeit, die uns weit entrückt ſcheint. Der alte Müller und der Schlößlirüedel waren die einzigen Männer im Dorfe, welche noch die alte Kleidertracht beibehalten hatten: kurze Kniehoſe, aus Leder oder Tuch, Schuhe mit ſchönen Schnallen und andere Zieraten. Es war ein ſchöner Anblick und jedermann hatte ſein Freude, wenn die beiden Greiſe in ihrer beſondern Tracht am Sonntag zum Gottesdienſt in der Kirche erſchienen, als Zeugen einer alten, bereits vergeſſenen Zeit, die noch Sinn und Verſtändnis für äußern Schmuck hatte.

Der Geiſt und das Weſen einer Bevölkerung offenbart ſich am eheſten bei Feſtlichkeiten, Spielen und in den Zeiten der Erholung. Den Leuten in Benken, die alle vom Frühjahr bis Spätherbſt die Hände voll Arbeit hatten und faſt ausnahmslos den Tag wohl ausnutzten, blieb nicht viel Zeit zu unnützer Muße übrig, zumal da ihr ruhiger und nüchterner Sinn Anläſſe mit überſprudelnder Lebhaftigkeit nicht liebte. So wurden Erntefeſte, wie ſie Jeremias Gotthelf aus dem Berner Lande ſchildert, nicht gefeiert; nur in den Familien, in denen ſeit alter Zeit Leute aus dem Schwabenlande als Schnitter eingeſtellt waren, wurde etwa zum Abſchied eine kleinere Feier veranſtaltet. Im Herbſt, zur Zeit der Weinleſe, waren die Leute von den Geſchäften ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß für Feſtivitäten nichts übrig blieb. Immerhin ſah man zu dieſer Zeit die Leute in außergewöhnlich gehobener Stimmung, wenn wenigſtens der Ertrag der Reben ſich nur einigermaßen günſtig geſtaltete, und das war in meiner Jugendzeit der Fall, vor allem in den Fünfziger und zum Teil auch in den Sechzigerjahren. Zur Weinleſe wurden auch ſtets Verwandte und Bekannte aus fremden Orten eingeladen. Vor allem Knaben aus Zürich benutzten die Gelegenheit gerne, der Einladung zur Weinleſe, dem „Wümmet“, Folge zu leiſten, und ließen dann mit Wonne ihre kleinen Piſtolen knallen; auch frohe Lieder und Jauchzer erſchallten weit herum aus den Weinbergen. Jetzt iſt es ſtiller geworden. Da eine Reihe mißlicher Fehljahre raſch aufeinander folgten, ſind viele Parzellen des frühern Rebgeländes in Wieſen oder Himbeer- und Brombeerpflanzungen verwandelt worden. Wer ſich an die einſtmaligen üppigen Weinpflanzungen erinnert, welche die Abhänge des Kohlfirſts vollſtändig umkleideten, ſieht jetzt mit einem gewiſſen Bedauern die vielen Lücken, die gleichſam wie Wunden einen einſt blühenden Körper verunſtalten.

Der Winter iſt die geeignete Zeit für Zuſammenkünfte und kleinere Feſtlichkeiten. Die Mädchen vereinigten ſich häufig an den

langen Winterabenden zu fröhlicher Gesellschaft und nahmen in ihrem anererbten Arbeitstrieb die Spinnräder mit. Mit besonderm Nachdruck wurde jeweils der Bächtelitag (2. Januar) gefeiert. Knaben und Mädchen von verschiedenen Altersstufen kamen schon am Nachmittag zusammen, um bis in den späten Abend hinein die Zeit mit allerlei Spielen und Gesang zu verbringen. Der Gastgeber bewirtete die Eingeladenen mit Birnweggen, feinerem Gebäck, Nüssen, Obst, auch etwa mit Schweinefleisch. Der Wein, den man im eigenen Keller holen konnte, fehlte bei keinem dieser Anlässe. Ausgelassenes Fasnachttreiben, wie es mit der Zeit auch von protestantischen Orten nachgeäfft wurde, kannte man nicht; an die Fasnacht erinnerte nur der Holzstoß, der sogen. „Fasnachtfunken", der auf einer Anhöhe aufgeschichtet und bei anbrechender Nacht angezündet wurde.

Eine kleine artige Feier soll in diesem Zusammenhang erwähnt werden, die auf kirchlichem Boden sich abspielte. Wenn nämlich ein Kind zum ersten Male in der Kinderlehre „aufsagen" mußte, so wurde dieses Ereignis in der engeren Familie gefeiert. Es wurden Kuchen gebacken und das Kind erhielt vom Götti oder von der Götte kleinere Geschenke.

Und nun auch etwas aus dem Leben der Schule: Wie freuten wir uns alle auf das Examen, das im Frühjahr stattfand. Da herrschte kein Prunken mit Kenntnissen, kein pedantisches Abfragen der Kinder, wie heutzutage oft irrigerweise behauptet wird. Aber die Eltern und Verwandten, die am Examen zahlreich teilnahmen, zeigten Interesse für den Lerneifer der Kinder und diese hinwiederum freuten sich, wenn ihre Leistungen doch einigermaßen beachtet wurden. Am Tage vor dem Examen sah man die Kinder an den Brunnen eifrig ihre Schiefertafeln reinigen; die hölzernen Rahmen putzte man mit Hilfe von Fegsand, bis sie ganz weiß waren. Am Ende des Examens hörte man gerne die Reden des Visitators und des Ortspfarrers an, und schließlich eilten die Kinder hocherfreut mit dem Examenweggen nach Hause. Es ist sicherlich zu bedauern, daß heutzutage diese Examina an vielen Orten ohne jede Feierlichkeit durchgeführt werden oder teilweise geradezu abgeschafft worden sind. Uns kam das Examen immer wie etwas Geheiligtes vor.

Es bestand von Alters her in unserer Gegend die Sitte, daß die Kinder des Dorfes fremde Hochzeitskutschen, die nicht selten von Winterthur her gegen den Rheinfall hin hier durchfuhren, aufhielten, indem sie an passender Stelle eine lange Stange quer über die

Straße hielten oder ein langes Seil zogen. Den Fremden wurde durch diese Maßnahme zu Gemüte geführt, daß sie für den Eintritt in die Gemeinde einen Tribut zahlen sollen. Und wirklich wurden von den freudig gestimmten Hochzeitsleuten kleine Geldstücke oder Zeltli auf die Straße geworfen, um die sich die Kinder leidenschaftlich balgten. Diese Sitte gefiel jedoch nicht allen Bürgern; so erinnere ich mich noch gut, wie einst ein schlichter Bürger, der aber für aufgeklärt gelten wollte, bei einer solchen Szene scheltend ausrief, daß es in einer Zeit, die durch Schulbildung und Erfindungen so vorgeschritten sei, verboten sein sollte, so unwürdige Bräuche fortzuführen. Wir Kinder begriffen allerdings den Ernst und die Strenge dieser Worte nicht.

Eine Art militärischen Vorunterrichtes bildete das Tätschschießen. Unter Tätsch versteht man einen Erdhaufen, dessen vordere ausgeebnete Fläche mit Lehm glatt bestrichen und als Scheibe verwendet wird. Jeden Sonntagnachmittag versammelten sich die ältern schulpflichtigen Knaben, um in edlem Wetteifer mit der Armbrust die Pfeile nach dem Ziele zu entsenden. Als Preise, die zur Aufmunterung dienten, wurden kleinere Geldgaben, und als höchster Lohn ein zinnener Teller ausgesetzt. Die Auslagen wurden durch freiwillige Beiträge der Bewohner bestritten, oder Leute, die am Tätschschießen zufällig vorbeigingen, wurden um eine Spende angegangen. Bei diesem Bittgesuch bediente sich der Knabe, der mit der Armbrust zu den Fremden hinzutrat, folgenden Sprüchleins: „Laßt uns doch ein Gäblein fließen, daß wir nach dem Ziele schießen, daß wir später sind imstand, zu schießen für das Vaterland".

Im Winter bildeten die Metzgeten eine angenehme Abwechslung. Fast jede Haushaltung mästete ein oder zwei Schweine und verschaffte sich so für einen großen Teil des Jahres eine wertvolle und sehr beliebte Speise. Zu diesen Metzgeten wurden Nachbarn und andere Bekannte eingeladen, so daß die langen Winterabende oft sehr belebt dahin flossen. Eine solche Erholung ist dem Landmann, der sonst das ganze Jahr hindurch sich abrackern muß, wohl zu gönnen. Mir wurde oft die Freude zuteil, solche Metzgeten mitzumachen. Wie es dabei zuging, soll an einem bestimmten Beispiel kurz berichtet werden: Als erstes Gericht wurde Halsspeck aufgetischt, wahrscheinlich um den Gaumen für seine bevorstehende Arbeitsleistung geschmeidig zu machen; es folgten Blutwürste und Bratwürste, worauf eine konsistentere Speise, Rippli oder Braten, Platz

griff. Zum Schluß fehlten auch die kleinern Sachen nicht, wie Oehrli, Schnörrli, Schwänzli und Aehnliches. Ein solch üppiges Mahl hätte wohl nicht bewältigt werden können, wenn nicht die Verdauung durch reichliche Mengen guten Benkener Weines gefördert worden wäre. Zu der eben geschilderten Metzgete war ich vom alten Herrn Forstmeister Meister, dem Vater von Herrn Oberst Meister, eingeladen worden, und das gibt den willkommenen Anlaß, von der Person des alten Forstmeisters, der weitherum eine große Rolle spielte, einiges zu erzählen. Es war ein großer, stattlicher Mann, mit imponierendem aber freundlichem Wesen. Er liebte es, in gewissen Kreisen zu regieren, und seine Klugheit und Erfahrung befähigten ihn wohl, eine Reihe öffentlicher Aemter zu bekleiden. Doch darf offen gesagt werden, daß er hierin das Maß überschritt und eine gefährliche Aemterkumulation sich entwickelte, eine Erscheinung im öffentlichen Leben, die auch heute noch nicht ausgestorben ist, selbst bei den Persönlichkeiten nicht, welche die Rechte des Volkes und die Gleichheit der Bürger immer im Munde führen. Der alte Herr Forstmeister war nicht nur während mehreren Dezennien Kantonsrat, Bezirksrat und Nationalrat, sondern bekleidete auch unter anderem das Amt eines Bezirkskirchenpflegers und Sekundarschulpflegers. Lange Zeit war er der einflußreichste Mann im Bezirk Andelfingen und durch seine nahen Beziehungen zu einflußreichen Männern in Zürich, wie Alfred Escher, konnte er manchem Bürger in schwierigen Verhältnissen behilflich sein und jungen Leuten passende Stellen vermitteln. Aber diese Machtvollkommenheit hatte schließlich keinen sichern Bestand. Der alte Forstmeister mußte bitter erfahren, wie veränderlich die Gunst des Volkes ist. Bei der demokratischen Bewegung gegen das Ende der Sechziger Jahre wurde er nicht nur innert kurzer Zeit aller politischer Aemter beraubt, sondern auch, was noch bitterer war, vom Regierungsrat nicht mehr als Forstmeister gewählt. Die Härte dieses letzten Aktes mag dadurch einigermaßen entschuldigt werden, daß von den vier Forstämtern des Kantons Zürich zwei vom Vater und vom Sohn verwaltet wurden. Sein Bleiben in Benken war kaum mehr denkbar; mit Gram im Herzen verließ er seine Heimatgemeinde, der er trotz des autokratischen Wesens doch viele ansehnliche Dienste erwiesen hatte, und wandte sich nach Zürich, wo die Familien seiner drei Kinder seßhaft waren. Dort bezog er eine einfache Wohnung am Seilergraben, wo ich ihn in meiner Studienzeit oft besuchte. Er war aber ein geistig und kör-

perlich gebrochener Mann und ist bald gestorben. So erfüllte sich auch hier der bekannte Spruch: **„Sic transit gloria mundi“.**

Mit dem größten Aufwand wurde das Fest der Hochzeit gefeiert, ein Beweis dafür, daß der Hausstand und die Familie als überaus wichtig galten. Um die für die Festlichkeiten nötige Zeit zu finden, wurden die Hochzeiten gewöhnlich in den Spätherbst oder Anfang Winter verlegt, da alsdann die wichtigsten Arbeiten des Bauern einen Unterbruch fanden. Als Hochzeitstag wurde immer der Donnerstag bestimmt. Aber das Fest begann schon am Tage vorher. In halbsonntäglichem Gewande versammelten sich die Gäste am Mittwochabend im elterlichen Hause der Braut zu einem einfachen gemeinsamen Nachtessen. Es war der Auftakt, der noch keine geräuschvollen Formen annahm. Man nannte diese Feierlichkeit „Schappleten“, ein Wort hergeleitet von Schappel, welches bedeutet: Kranz aus natürlichen oder künstlichen Blumen oder auch aus Laub zusammengesetzt. Eigentlich versteht man unter Schappleten das Ueberbringen des für die Braut bestimmten Kranzes durch die Brautjungfern am Vorabend der Hochzeit; dann aber werden diese Vorfeiern und die Mahlzeiten selbst Schappleten genannt.

Eine lustige Abwechslung brachte in den Abend die Schenkung des „Hausses“ oder „Heisels“ an die „Knaben“. Unter dem Worte Knaben faßt man sämtliche männlichen unverheirateten Männer zusammen, welche die Konfirmation hinter sich haben. Sie bilden, nicht rechtlich, aber doch in der Gesellschaft, eine ziemlich feste Korporation. Es wurde diesen sogen. Knaben auch von altersher in der Kirche ein besonderer Platz angewiesen, die erste Reihe auf der Empore. Bei der kirchlichen Konfirmation setzten sie zu meiner Zeit immer noch unfehlbar den Zylinderhut auf den Kopf, zum Zeichen, daß sie eine höhere Altersstufe erreicht haben und in die Korporation der Knaben eingetreten seien. Es war nun eine uralte Sitte, daß der Vater der Braut gleichsam als Preis für den Loskauf dieser aus der Gemeinschaft der Jünglinge und der diesen in gewissem Sinne zugehörenden Jungfrauen den „Hauß“, d. h. ein oder auch mehrere „Bücki“ Wein spendete, den sie alsdann an einem besondern Orte miteinander genossen. Wie im Schweiz. Idiotikon zu lesen ist, geschah die Einziehung des Hausses früher, und an einigen Orten noch zu meiner Zeit, mit althergebrachtem Zeremoniell. Die zur Schappleten vereinigten Hochzeitsgäste warten mit Spannung auf das Erscheinen der Knaben. Diese lassen nicht lange auf sich warten, son-

dern erſcheinen rechtzeitig in angeregter Stimmung unter der Führung ihres Präſidenten oder eines eigens hierzu beſtellten Sprechers, um der Braut zur Brautnacht einen guten Abend zu wünſchen. Nachdem der Sprecher das Brautpaar perſönlich begrüßt hat und von jenen bewillkommt worden iſt, weiſt er in auswendig gelernter, zum Teil in hergebrachten Formen ſich bewegender Rede auf das von jeher geübte Recht der Knaben hin, die ſcheidende Freundin zu ehren und von ihr geehrt zu werden; er endet mit ſalbungsvollem Zuſpruch und erbaulichen Ausſichten für den neuen Hausſtand, weshalb dieſe Rede auch Hauspredigt genannt wird. Darauf dankt der Bräutigam und überreicht das Geſchenk, ſei es eine Weinſpende oder eine in der Weſtentaſche bereitgehaltene größere Geldgabe.

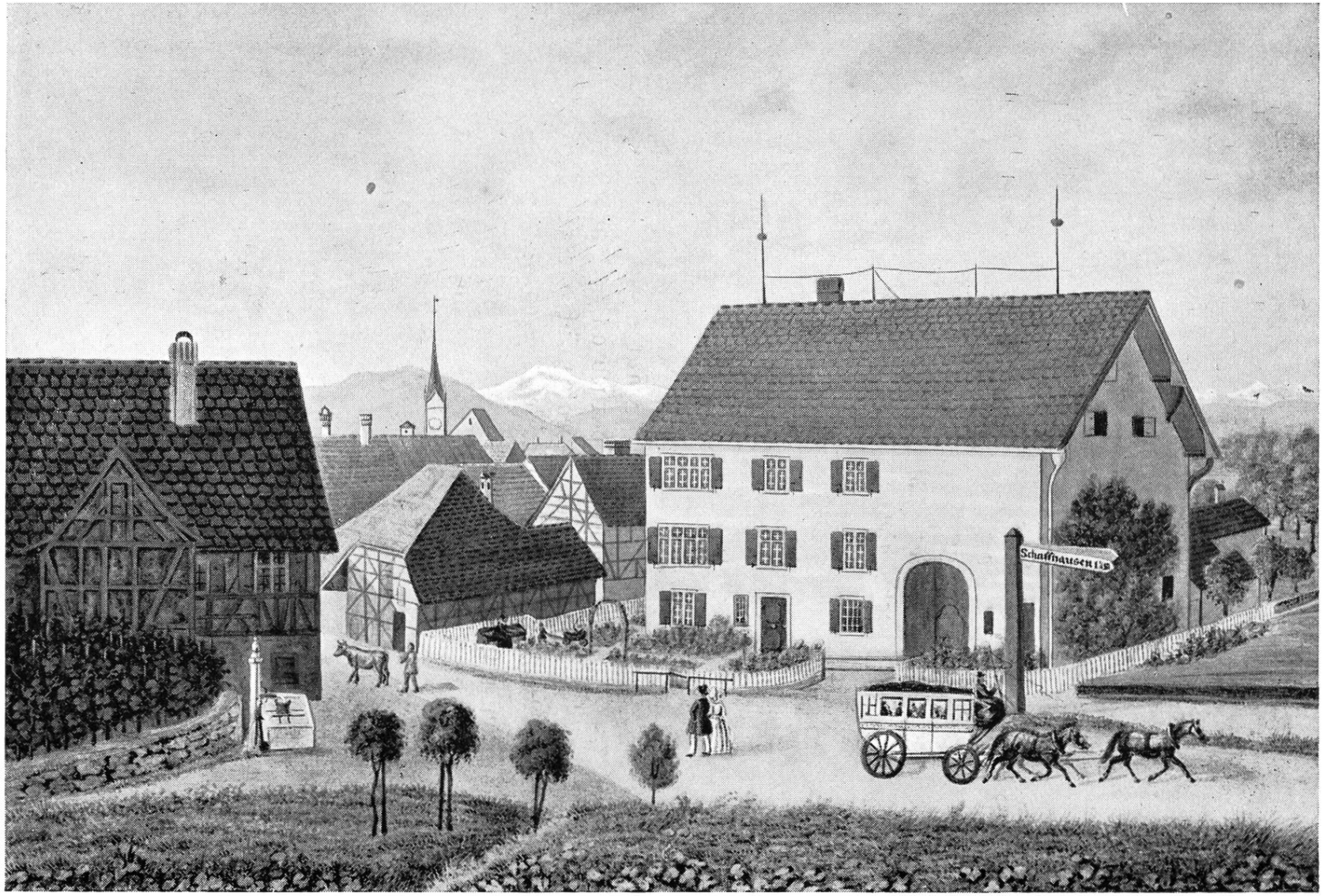
Am Donnerſtag, dem Haupttag, fand die ſogen. Morgenſuppe im Hauſe des Bräutigams ſtatt, wobei die teilnehmenden Gäſte einen ſchönen Hochzeitsſtrauß erhielten. Alsdann folgte der wichtigſte Akt, die kirchliche Einſegnung. Gleich nach dieſer wurde im Hauſe des Bräutigams das Hochzeitsmahl in aller Ueppigkeit abgehalten; ein Gang folgte dem andern, an Wein fehlte es nicht. Gegen Abend brachen die Gäſte auf, da viele die nötigen bäuerlichen Geſchäfte erledigen mußten; ein Teil zog in den Häuſern, aus denen Gäſte an die Hochzeit eingeladen waren, herum und wurden da gaſtlich bewirtet. Wenn das Vieh gefüttert und die übrige Arbeit verrichtet war, vereinigten ſich ſämtliche Hochzeitsgäſte zum Nachteſſen, das wieder bei zahlreichen Gängen und ungehemmtem Genuße von Wein bis weit gegen den Morgen hin ſich ausdehnte. Ich erinnere mich nicht, daß je bei einer Hochzeit viel getanzt worden wäre. Die Leute, die faſt das ganze Jahr hindurch körperlichen Anſtrengungen obliegen, haben dieſen Sport nicht extra nötig. Es wurden etwa Lieder geſungen, und um der Freude durch Lärm Ausdruck zu geben, knallten den Tag hindurch bis zum ſpäten Abend Böllerſchüſſe faſt unaufhörlich.

Der folgende Freitag war nur am Vormittag der Ruhe gewidmet; am Nachmittag unternahmen die Hochzeitsgäſte einen gemeinſamen Spaziergang an einen bekannten Ausflugsort der Umgebung, etwa nach dem Laufen, dem Kloſter Paradies, das über dem Kohlfirſt drüben am Rhein liegt, oder mit beſonderer Vorliebe nach dem in der Höhe gelegenen kleinen Dorf Wildensbuch. Dort vereinigte man ſich zu einem fröhlichen Trinkgelage und zwar ganz in der Nähe des Hauſes, in dem im Jahre 1823 die Kreuzigung der

Jungfrau Margaretha Peter ſtattgefunden hatte. Damals war nämlich im Kanton Zürich weit herum eine religiöſe Sekte verbreitet, die Leute der verworrenſten Glaubensideen umfaßte. In Wildensbuch gehörten dieſer mehrere Familien an; in einer derſelben war der Fanatismus derart geſtiegen, daß eine Tochter ſich buchſtäblich kreuzigen ließ. Ihre Glaubensgenoſſen mußten ihr Nägel durch die Hände und die Füße ſchlagen, ſo daß ſie ſchließlich an der Wand feſthing. Die unglückliche Perſon iſt unter den gräßlichſten Schmerzen den Wunden erlegen. Doch kehren wir wieder zur Hochzeit zurück. Die Geſellſchaft verweilte nicht allzulange auf dem Ausflug, da die Teilnehmer auch am zweiten Tag abends zu einem gemeinſamen Eſſen und Trinken ſich zuſammenfanden. In froher Stimmung, bei Scherz und Geſang, dehnte ſich auch dieſe Nachfeier bis in die tiefe Nacht hinein. In ſehr vielen Fällen traf man ſich auch noch am Samſtagnachmittag zu einem Kaffee, meiſtens bei einem der Hochzeitsgäſte, und gar nicht ſelten wurden die Feſtlichkeiten von unermüdlichen Teilnehmern noch am Sonntagnachmittag fortgeſetzt. Dann allerdings hatten Luſt und Freude ein Ende.

Einen ſchönen Beweis für das Gefühl der Zuſammengehörigkeit, das in den Dorfbewohnern ſteckte, bietet der Brauch, daß am Vorabend des Hochzeitstages der Braut aus allen Familien, die nicht mittellos waren, Geſchenke dargebracht wurden, teils in Geld, teils in Naturalgaben, dabei bewegten ſich die Worte des Gebers und die der Braut in althergebrachten, ſtereotypen Formen.

Wir ſehen in dieſem Brauch noch eine Art von echtem Kommunismus, dem wir ſchon früher, beim gemeinſamen Beſitz von Gemüſeland, Torf, Streuland und Wald begegnet ſind. Dieſe Gemeinſamkeit zeigt ſich auch noch in andern Verhältniſſen. Es beſteht für die Dorfbewohner das ſogen. „Gmeiwerch“, d. h. Gemeindewerk. Wenn nämlich ein Weg oder ein Sträßchen verbeſſert oder neu angelegt werden muß, oder wenn die Abflußverhältniſſe von Bächen geregelt werden ſollen, und bei andern Arbeitsleiſtungen, die der Allgemeinheit dienen, werden die Bürger aufgeboten, damit ſie abwechſelnd eine Anzahl von Tagen ihre Dienſte zur Verfügung ſtellen. Dieſe Arbeit wird ohne Entgelt verrichtet und gewöhnlich zu einer Zeit, da die Bauern nicht durch ſtrengere Geſchäfte abgehalten ſind. Das Gmeiwerch iſt mit dem Frohndienſt, d. h. Herrendienſt, zu vergleichen, den die Untertanen ihren Gebietern zu leiſten haben; nur iſt hier die Gemeinde der Herr.



Das Pfarrhaus in Benken.

Ein anderer Brauch gemeinsamer Tätigkeit, der besonders die Jugend betrifft und offenbar auf ältere Zeiten zurückgeht, ist das „Ziegelbieten". Wenn ein neues Haus gebaut wurde, was im Laufe eines Jahres nicht allzu häufig, etwa ein- bis zweimal, vorkam, wurden die Kinder aufgeboten, um die Dachziegel zu reichen. Wenn es früher Mittag war, holte man die Kinder aus der Schule weg, was sie sich gerne gefallen ließen. Ich glaube in der Tat, daß, wenn eine Schulbehörde dieses Wegholen hätte verbieten wollen, die auf ihre Freiheit stolzen Bürger mit aller Macht diesen alten Brauch geschützt hätten. Wenn die Kinder beim Neubau angekommen waren, besetzten sie die Leitern und das Dachgebälk eines hinter dem andern und reichten sich in geschäftigem Eifer die Ziegel. Es war eine kurzweilige Beschäftigung, die einige Stunden dauerte. Zum Lohn für die Arbeit, die für die Kinder eine Erholung und Freude war, wurden die jugendlichen Arbeiter reichlich entschädigt, selbstverständlich nicht mit Geld, sondern mit Wein, wohlschmeckendem Bauernbrot und auch etwa mit Käse.

Bei dieser Gelegenheit ist ferner ein gemeinsamer Besitz der Gemeinde zu erwähnen, der eine Sehenswürdigkeit bildet und zugleich zu einem willkommenen Erwerb der Gemeinde geworden ist. Am südlichen Abhang des Kohlfirsts befinden sich ausgedehnte Sandgruben, in denen Quarzsand von außergewöhnlicher Reinheit gewonnen werden kann. Wenn wir als Kinder zu diesen Gruben hinaufstiegen, fanden wir immer, ohne lange mit den Händen schürfen zu müssen, Fischzähne in Menge, kleinere und größere, die sorgsam aufbewahrt und etwa den auf Besuch kommenden Verwandten geschenkt wurden. Einst, vor vielen Tausend Jahren, lagen diese Höhen unter Meereswasser, und die Molasse hat die festen Ueberreste der Meeresbewohner bis auf den heutigen Tag bewahrt. Wie oben angedeutet wurde, werden diese Sandgruben seit einiger Zeit von der Gemeinde ausgebeutet: der Sand wird unter anderem zur Glasfabrikation, zum Bestreuen der Eisenbahnschienen und zu ähnlichen Dingen verwendet.

Unerfreuliche Ereignisse fehlten im Laufe der Zeit nicht und sollen hier nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Es ist früher gesagt worden, daß die einzelnen Gemeinden für sich abgeschlossen lebten. Engere Beziehungen bestanden nicht, aber auch keine Feindschaften, da Reibungsflächen fehlten. Nur einmal, ich weiß nicht aus welchem Grunde, vielleicht weil der Stammescharakter der Germanen,

bei denen Fehden nichts Seltenes waren, sich noch geltend machte, kurz, zu einer gewissen Zeit keimte, wenigstens unter der Jugend, ein gespanntes Verhältnis mit den Knaben von Marthalen auf. Es kam so weit, daß die Buben aus beiden Gemeinden in Scharen einander entgegenzogen und auf dem Ried, das zwischen beiden Gemeinden liegt, kampfbereit sich gegenüberstanden. Es ging noch an, wenn nur Turben hin und her geworfen wurden; schlimmer gestaltete sich schon das Werfen von Steinen. Nachdem so an zwei Sonntagen nicht sehr bedeutende Plänkeleien stattgefunden hatten, legten sich die Behörden beider Gemeinden ins Mittel und machten dem grausamen Spiel ein rasches Ende. Zu einer spätern Zeit, als einst ein Streit um Wasserrechte sich entwickelt hatte, war es nahe daran, daß die Erwachsenen in offenen Streit sich eingelassen hätten; doch konnte auch hier durch Vermittlung einsichtiger und einflußreicher Männer ein Zusammenstoß vermieden werden.

Durch Elementar-Katastrophen wurde die Gemeinde selten heimgesucht. Aber ein Brandunglück ist mir fest im Gedächtnis geblieben, das um seiner Begleitumstände willen der Erzählung wert ist: Ende der Sechziger Jahre wurden die Leute in einer Silvesternacht, morgens früh etwa um vier Uhr, durch Lärm aufgeschreckt. Allgemein glaubte man zuerst, dieses Lärmen rühre von Schulkindern her, die gewohnt waren, am letzten Schultag des Jahres mit Gejohl und lärmenden Instrumenten in aller Frühe durch das Dorf zu ziehen, um die Kinder, die allzulange schliefen, zu wecken. Bald aber zeigten Fürjo-Rufe und das Läuten der Glocken an, daß es sich um eine ernstere Sache handle. In der Nähe der Kirche, aber doch ziemlich weit ihr gegenüber, stand ein Wohnhaus in Flammen, die bei dem herrschenden Winde rasch um sich griffen. Ein Gewirr von glühenden Funken wurde gegen den Kirchturm, einen sogenannten Dachreiter, getrieben und steckte ihn in seinem obersten Teile in Brand. Da die kleinen Schindeln, die den Turm bekleideten, mit Oelfarbe getränkt waren, so fanden die Flammen reichlich Nahrung. Es war ein schaurig-schöner Anblick, durch das starre Dunkel hindurch zu sehen, wie der Turm durch die in bunten Farben leuchtenden Flammen von der Spitze bis zum Dach hinunter abbrannte. Zum Glück konnte ein weiteres Umsichgreifen des Feuers verhindert werden. Es war Sitte, daß nach Bewältigung der Gefahr der Statthalter des Bezirks auf einen erhöhten Platz, manchmal auf einen Streue- oder Misthaufen trat, um in einer kurzen Ansprache den

Rettungsmannschaften zu danken. An Stelle des heimeligen, ehrwürdigen Dachreiters wurde dann ein großer, schöner Turm gebaut. Die Gemeinde durfte sich diese Zierde wohl leisten, da sie ein großes Kirchengut besaß.

In der landschaftlichen Umgebung von Benken ist es vor allem der Rhein, der ihr ein eigenartiges Gepräge aufdrückt. Er spielt zwar für die Bevölkerung des Dorfes kaum eine Rolle, da er eine halbe Stunde von diesem entfernt auf beiden Seiten von hohen bewaldeten Hängen eingerahmt dahinfließt und niemals durch Ueberschwemmungen Schaden anrichten kann. Aber die landschaftliche Schönheit, die der gewaltige Strom der Gegend verleiht, kann füglich vielen andern berühmten Landschaftsbildern der Welt an die Seite gestellt werden.

Auch derjenige, der nicht von eitler Heimatsliebe erfüllt ist, wird gestehen müssen, daß der Kanton Zürich fast überall anmutige Bilder zeigt; vor allem aber sind es meines Erachtens nach meinen langjährigen Wanderungen drei Gebiete, welche die Aufmerksamkeit der Besucher in höherm Maße fesseln: erstens einmal die herrlichen Gefilde des Zürichsees, sodann unser Oberland, das durch seine stillen Täler, durch die dunkeln Wälder und die leicht zu erreichenden Höhen mit ihrem weiten Ausblick schon eine gewisse Vorahnung des mächtigern Hochgebirges empfinden läßt; und als drittes bevorzugtes Gebiet, das mit auserlesener Schönheit ausgestattet ist, möchte ich nun eben unsere Rheingegend bezeichnen, die freilich selbst Einheimischen nur zu wenig bekannt ist und daher allzuspärlich besucht wird. Der Rhein bildet die Nordgrenze unseres Kantons, von dem ehemaligen Kloster Paradies unterhalb Dießenhofen weg bis zum aargauischen Städtchen Kaiserstuhl. An zwei Orten geht sogar zürcherisches Gebiet über den Rhein hinaus, beim umfangreichen Rafzerfeld und beim kleinen Dorfe Rohl, das wenig unterhalb des Rheinfalles gegenüber Dachsen gelegen ist. Es darf wohl behauptet werden, daß keine Gegend dem ganzen Laufe des Rheines entlang schönere Bilder zeigt, als die genannte; selbst die berühmten Orte Deutschlands, die den Rhein umgeben und von Dichtern in begeisterten Liedern besungen worden sind, stellen die in unserer nächsten Nähe gelegenen Rheinorte keineswegs in den Schatten. Wenn dort allerdings zahlreiche Schlösser und Ruinen der Gegend ein romantisches Gepräge verleihen, und blühende Städte und von Weinreben umgebene Dörfer von frisch pulsierendem Leben zeugen, so haben wir an unserem

Rheinfall und der Rheinschleife beim Kloster Rheinau Prachtstücke ersten Ranges, und die stillen, in schönen Farben leuchtenden Flußstrecken, die weit sich hinziehen zwischen weniger belebten Ortschaften, wecken durch ihre ruhige Majestät ebenso tiefe Empfindungen, wie ein von bewegtem und geschäftigem Leben umrauschter Strom. Vom Rheinfall und seiner Bedeutung brauche ich nicht weitläufig zu sprechen, da er zu bekannt ist. Selbstverständlich haben wir, besonders in jüngern Jahren, sehr häufig unsere Schritte nach diesem Naturwunder hingelenkt. Aber er machte sich selbst schon von weitem bemerkbar und kam gleichsam zu uns; denn in weiter Entfernung wurde sein Rauschen vernommen. Oft saßen wir in ruhigen Sommernächten im Garten oder auf der Bank vor dem Hause und lauschten andächtig dem geheimnisvollen Rauschen des majestätischen Stromes.

Nachdem der Rhein schon beim Sturz über die vielen verborgenen Klippen bei Schaffhausen und dann im Laufen beim Hauptfall sich gleichsam ausgetobt hat, nimmt er plötzlich eine ruhige Haltung an und fließt ungehemmt, ohne Lärm, aber doch in starker Strömung weiter, nicht ahnend, daß weit unten in der deutschen Tiefebene entzweite Völker um seinen Besitz sich streiten.

Um von den stillen Winkeln und den anmutigen Siedelungen in der nahen Rheingegend, die wir oft besuchten, nur e i n e zu nennen, sei das einsame Dörfchen Ellikon erwähnt, das nahe am Einfluß der Thur in den Rhein recht idyllisch gelegen ist. In der Meinung oder unter der Vorgabe, Freunde der Natur zu sein, pilgerten in frühern Jahren ganze Scharen aus Zürich und andern Orten nach dem stillen Dorfe und veranstalteten üppige Lachsessen; denn die Lachse wanderten von Holland her bis zum Rheinfall hinauf. Durch die Errichtung von Kraftwerken zwischen Basel und Waldshut ist aber den Fischen der Durchgang unmöglich gemacht worden, so daß die fröhlichen Lachsessen ein bitteres Ende fanden.

Besonders ist ein Spaziergang von Ellikon nach Rheinau zu empfehlen. Ein Fußweg führt hart am Rheinufer durch den Wald, wie durch einen Park. Nichts stört die Ruhe des einsamen Wanderers, nicht einmal der Rhein, der hier in smaragdgrüner oder blauer Färbung seine Wellen ruhig hinabsendet. Während der Kriegszeit konnte der Wanderer allerdings unversehens vor einem bewaffneten Grenzwächter stehen. Da war es schon gut, ein ruhiges Gewissen zu haben. Während mehrerer Kriegsjahre machten zahl-

reiche Schmuggler die für sie günstige Gegend recht unsicher. Die Bewohner von Ellikon benützen die deutsche Eisenbahnstation Lottstetten, so daß zwischen den beiden Dörfern ein freundschaftlicher Verkehr besteht. Als ich im Jahre 1920 an einem schönen Frühlingstage, an dem gerade die Leberblümchen (Hepatica) aus dem dürren Laub hervorbrachen, wieder einmal in Ellikon verweilte, erschienen dort mehrere Dutzend Männer aus Lottstetten, um wieder einmal ihre Schweizer Nachbarn zu begrüßen. Fünf Jahre lang war der gegenseitige Verkehr ganz unterbrochen gewesen. Die Leute erzählten viel Unerfreuliches aus dem Krieg; gerade in jener Gegend haben viele jüngere Leute, die voll Mut und Hoffnung zur Verteidigung des Vaterlandes auszogen, ihre Heimat nicht wieder gesehen. So bietet die Nähe des deutschen Reiches mit seinen wesentlich verschieden gestalteten Verhältnissen für das Dorf Benken manche interessante und lehrreiche Beobachtungen.

Der Rhein gewährte dann noch den Vorteil, daß die Einwohner ihre Körper durch Baden kräftigen konnten. Die Bauern in jener Gegend benützen allerdings diese Gelegenheit seltener, da sie in der eigentlichen Badesaison keine Zeit finden, einen Weg zurückzulegen, der im ganzen eine Stunde Gehens erfordert. Immerhin wurde es zu einer gewissen Zeit, da nacheinander einige Personen beim Baden ertranken, für vorteilhaft erachtet, eine Badeanstalt zu errichten. Obschon sie nur in einem einfachen Holzgehege bestand, brachte sie doch den Badenden den nötigen Schutz. Ankleideräume gab es freilich nicht; auf einer Bank, die von einem schönen, schattenspendenden Baum überdacht war, wurden die Kleider hingelegt. Das war ein herrlicher Genuß, in dem frischen fließenden Wasser herumzuschwimmen, ganz anders als in dem lauen stagnierenden Wasser des Sees. Keine Schiffe befuhren den Rhein, so daß man in der idyllisch einsamen Gegend nicht gestört wurde. Früher wohl waren viele Flöße, die man unterhalb des Rheinfalls zusammenstellte, den Rhein hinab gefahren, gegen Basel zu. Dieser Verkehr hatte aber seit Erstellung der Bahnlinie im Jahre 1856 aufgehört. Ein einziges Mal wurde uns beim Baden eine Ueberraschung geboten. Es war am 8. Oktober des sonnenreichen weingesegneten Jahres 1865, also zu einer Jahreszeit, da man selbst in günstigen Sommern schon lange nicht mehr zu baden pflegte; da sahen wir unvermutet plötzlich an einer Ecke ein Ruderschiff herannahen, in welchem wir dann zufällig Bekannte aus Zürich erkannten.

Heutzutage ist der Rhein wieder mehr belebt. Die Gesellschaft der Schiffer in Eglisau veranstaltet mit ihren langen Pontons sehr oft Vergnügungsfahrten, die sich mit Recht zahlreichen Besuches erfreuen; auch Faltboote beleben an schönen Sonntagen die Fluten des Rheines, vom Rheinfall weg gegen Rheinau und noch weiter hinab.

Vielleicht bringt die nahe Zukunft eine bedeutende Veränderung des Rheinlaufes in jener Gegend: das Projekt, den Rhein von Basel weg bis zum Bodensee schiffbar zu machen, nimmt immer greifbarere Gestalt an. Der Rheinfall bildet nun freilich ein unbezwingbares Hindernis. Um ihn zu umgehen, gedenkt man einen Kanal zu graben, der unterhalb Rheinau beginnend gegen Benken hin verläuft und dann in einem Tunnel durch den Kohlfirst führend beim Kloster Paradies, eine Stunde oberhalb Schaffhausen, wieder in den Rhein münden soll.

Erinnerungen, die mit denen an den Rhein in Verbindung stehen, bietet das Kloster Rheinau, das in meiner Jugendzeit noch bestand. Da ich bei den häufigen Besuchen in diesem viel Merkwürdiges kennen lernte, so mag es am Platze sein, einige dieser persönlichen Erinnerungen weitern Kreisen kund zu geben. Schon der Eintritt in das Dorf Rheinau von Benken her überraschte einen fremden Besucher. Man gelangte über einen alten, teilweise verschütteten Graben und an Ueberresten von alten Mauern vorbei in eine lange Reihe niedriger Häuser, welche die „Oberstadt" bildeten. In dem untern Teil der Ortschaft gegen das Kloster hin erhoben sich mehrere stattliche Gebäude, mit Staffelgiebeln und schönem Wappenschmuck versehen, die bewiesen, daß Rheinau einst blühende Zeiten erlebt hatte. Ueber einen Rheinarm führte eine steinerne Brücke, die eine Statue des Heiligen Nepomuk schmückte, zu der Insel, welche die wichtigsten Klostergebäude umfaßte; wenn auch diese keine Kunstbauten darstellten und unregelmäßig zusammengereiht waren, so imponierten sie den Leuten doch durch die Mannigfaltigkeit und Größe der einzelnen Häuser. Eine Sehenswürdigkeit bot die im Barokstil bei Beginn des 18. Jahrhunderts errichtete Kirche mit ihren vielen Reliquien; und einen Schmuck bildete, namentlich für Schulen, das „Spitzkirchlein", eine merkwürdige Kapelle am untern Spitz der Insel. Es war eigentlich eine Grotte, aus phantastisch geformten Tuffsteinen und Kristallen gebildet, in deren Vertiefungen Gestalten von Heiligen angebracht waren. Um das Geheimnisvolle zu steigern, war die Grotte vermittelst einer künstlichen Einrichtung

von gelblichem Lichte umfloſſen. Im großen, wohlgepflegten Kloſtergarten fielen vor allem die von Buchs umrahmten Blumenbeete auf. Im ſtattlichen Konventſaal dahinter, aus deſſen hohen Bogenfenſtern der Blick auf die blauen Wellen des hart vorbeifließenden Rheins und auf die waldigen Kuppen der Halbinſel Schwaben fiel, fand bei hohen Beſuchen die Bewirtung der Gäſte ſtatt. Der Anblick der Kegelbahn, die ſich dem Garten entlang hinzog, tat allerdings unſerm Glauben an die Heiligkeit der Kloſterinſaßen etwelchen Eintrag. Oft verweilte ich im Bibliothekſaal und ſtaunte die alten ehrwürdigen Schätze an, die im Laufe einer langen Zeit geſammelt worden waren und einen hohen Wert beſaßen. Bis zu den Dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts hatte das Kloſter eine Schule gehalten, etwa von der Geſtalt eines Progymnaſiums. In den Schulſälen, die zu meiner Zeit leer ſtanden, aber nicht einmal vollſtändig aufgeräumt waren, lagen noch allerlei Bücher herum; ſo kam mir einmal ein Exemplar der früher viel gebrauchten lateiniſchen Grammatik von Zumpt zu Geſicht.

Die Kloſterherren kamen, wie es hieß, ihren religiöſen Pflichten mit Gewiſſenhaftigkeit nach. Dabei führten ſie ein behagliches Leben und ließen ſich nichts abgehen, was mit Maß genoſſen werden konnte. Daß ſie dem köſtlichen Wein, der „im Korb“, dem jetzt noch blühenden Weinberg, gewonnen wurde, eifrig zuſprachen, iſt den Mönchen nicht zu verargen; ſie kargten auch nicht mit dem köſtlichen Getränk, wenn Beſuch erſchien. Ihr „Wachholderwein“ bildete eine bekannte Spezialität: ſie miſchten einen kleinen Teil des Weinvorrates, den ſie ernteten, mit allerlei Gewürz und legten Wachholderholz hinein, ſo daß nach längerm Liegen ein wohlſchmeckendes Produkt entſtand, das gewöhnlich als Ehrenwein geſpendet wurde.

Der „gnädige Herr“, wie der Abt genannt wurde, Leodegar Jneichen aus Luzern, war eine ernſtgeſinnte Perſönlichkeit von würdiger Haltung, der das Kloſter mit Gewiſſenhaftigkeit aufrecht zu halten ſuchte. Dann erinnere ich mich noch lebhaft an den Pater Ambroſius, einen ſtets frohgelaunten, zu allerhand Späſſen aufgelegten Prieſter, der als tüchtiger Muſicus die Orgel trefflich ſpielte. Leutſelig zeigte ſich auch, wie es ſeinem beſondern Berufe entſprach, der Pater Kellermeiſter; Pater Cöleſtin und Pater Baſili, die ich ebenfalls kennen lernte, waren ſtille und, wie ich glaube, nicht ſehr bedeutende Männer.

Gewisse Festlichkeiten pflegten alljährlich abgehalten zu werden; so wurde vor allem der Namenstag des gnädigen Herrn mit einem gewissen Prunk gefeiert. Als Gäste erschienen die Honoratioren der Umgebung, vor allem aus Schaffhausen, und es ist als sehr bemerkenswert hervorzuheben, daß auch die protestantischen Pfarrer aus den umliegenden Ortschaften zu den geladenen Gästen gehörten.

Nachdem im Jahre 1777 unter dem Abte Moritz Hohenbaum van der Meer der tausendjährige Bestand des Klosters gefeiert worden war, brachten kurze Zeit nachher die Wirren der französischen Revolution auch für Rheinau eine folgenschwere Umgestaltung der Verhältnisse. Das Kloster, das bis anhin politische Selbständigkeit genossen hatte, wurde mit seinen nicht unbedeutenden umliegenden Besitzungen im Jahre 1803 durch die Mediationsakte zum Kanton Zürich geschlagen und mußte sich verpflichten, alljährlich der Regierung Rechnung abzulegen und Bericht zu erstatten. Es scheint, daß die Klosterherren anfänglich sich des Ernstes der Situation nicht recht bewußt waren; sie erlaubten sich verschiedene Verkäufe von Kunstgegenständen und Liegenschaften, führten widrige Prozesse wegen ihrer im Badischen gelegenen Besitzungen, und das Ausgaben-Konto erreichte eine ansehnliche Höhe. In einem einzigen Jahre wurden im Haushalt allein 356 Saum Wein verbraucht, während für Bücher nur 20 Gulden ausgegeben wurden. Man warf dem Kloster auch vor, daß es an die Errichtung der katholischen Kirche in der Stadt Zürich nichts besteuern wollte.

Die liberale Regierung der Dreißiger Jahre zog die Zügel strenger an, indem sie einen ständigen Verwalter anstellte, der seinen Wohnsitz in Rheinau selbst hatte; und das Recht, Novizen aufzunehmen, wurde wesentlich beschränkt. Als in den Vierziger Jahren durch viele Kantone der Ruf nach Aufhebung der Klöster erging, nahte auch für Rheinau das Verhängnis. Der Abt suchte die Gefahr fernzuhalten, indem er in Aussicht stellte, eine passende Schule oder eine Waisenanstalt an das Kloster anzuschließen. Aber es war zu spät. Alfred Escher, das Haupt der Zürcher Regierung, der keine Rücksicht kannte, hatte es sich in den Kopf gesetzt, daß im Kanton keine Klöster geduldet werden sollen. Es hieß allgemein, daß, wenn der einflußreiche Bundesrat Dubs, der religiös gesinnt war, noch der Zürcher Regierung angehört hätte, die Aufhebung des Klosters aufgehalten worden wäre. Eine lebhafte Agitation entwickelte sich. Im Dorfe Rheinau war natürlich die Spannung besonders groß und ich er-

innere mich noch lebhaft, von den erbitterten Kämpfen gehört zu haben, die dort unter den „Harten“ und den „Linden“ sich abspielten. Die Harten, welche unter der Führung von Kommandant Reutemann, dem einflußreichsten Manne in Rheinau, die Aufhebung des Klosters befürworteten, besaßen eine kleine Mehrheit.

Am 3. März 1862 fand in der Sitzung des Großen Rates in Zürich die Abstimmung statt. Mit 157 gegen 22 Stimmen wurde die Aufhebung des Klosters beschlossen. Neben einigen konservativ gesinnten Mitgliedern war es hauptsächlich Stadtpräsident Sulzer von Winterthur, der mit einem kleinen Anhang für die Erhaltung des alten, ehrwürdigen Stiftes kämpfte, aus Pietät für den Orden der Benediktiner, der in früheren Zeiten zur geistigen Hebung des Volkes wesentlich beigetragen hatte.

Der Mangel einer höhern Schule im Kloster und die Lage in einer fast ganz protestantischen Umgebung waren die zwei wichtigsten Ursachen, die es hinderten, daß das Kloster Rheinau auf die Dauer festen Fuß fassen konnte. Neben dem Abt waren es noch 9 Patres und 3 Fratres, die bis zuletzt das Kloster bewohnten. Es war ein schwerer Abschied, zumal da alle bereits in vorgerücktem Alter standen. Unvergeßlich bleibt mir der Eindruck, den ich empfand, als ich zufällig dazu kam, wie ein Teil der Geistlichen die Stätte ihrer Wirksamkeit verließen. —

Heutzutage begreifen es viele Leute in der Stadt nicht, wie man auf dem Lande glücklich und mit innerer Zufriedenheit leben kann. Die bereits mitgeteilten Schilderungen zeigen aber, daß ein Mensch, der nicht von maßlosen Begierden nach äußern Vergnügungen belastet ist, in der Stille und Einfachheit des Landes sich wohl fühlen kann. Für mich war das Pfarrhaus, das wir bewohnten, eine ideale Heimstätte. Das Haus wurde vor mehr als 200 Jahren als Herrschaftshaus gebaut, hatte drei Stockwerke mit 12 bewohnbaren Räumen, 2 Winden und einen tiefen, geräumigen Keller, der für etwa 30 mittelgroße Fässer Raum bot; angebaut waren eine große Scheune und Ställe für Vieh und Pferde. Dazu kamen ein Holzschopf, ein Hühnerhof, ein besonderes Waschhaus, ferner ein großer Blumengarten und ein noch größerer Garten für Gemüse. An den gegen die Sonne gerichteten Hauswänden waren Spaliere von Reben, Pfirsichen und Aprikosen. Hinter dem Hause lag ein großer Baumgarten, in welchem gegen 100 Bäume die herrlichsten Obstsorten, auch Edelobst, lieferten. Wenn der Jahrgang besonders ergiebig war, ging

unsere Magd mit einem der Kinder auf den Markt nach Schaffhausen, um überflüssiges Obst zu verkaufen, was für uns immer ein außerordentliches Vergnügen war.

Mit den Leuten im Dorfe standen wir immer im besten Einvernehmen; es wurde daher die althergebrachte Sitte, dem Pfarrhaus allerlei Geschenke zu bringen, beibehalten. Diese Sitte war ein Ueberrest aus früheren Zeiten, da die Pfarrer, Lehrer und andere Beamte nicht mit einer bestimmten Geldsumme entlohnt wurden, sondern aus dem Ertrag von Grundstücken, die das Pfrundgut bildeten, und aus Beisteuern der einzelnen Privatleute ihre Lebensbedürfnisse bestritten. Zu dem Pfrundgut, das dem Pfarrer zur Verfügung gestanden hatte, gehörten mehrere Jucharten Reben, viel Wiesland, Streueland, etwas Holz und an Geld nur etwa 80 Gulden, d. h. nach jetzigem Geldwert ungefähr 400 Franken, aus dem Kirchen- und Gemeindegut. Diese Verhältnisse machen es auch begreiflich, daß das Pfarrhaus so mannigfaltig ausgestattet war, wie die oben ausgeführte Schilderung zeigt.

Im Jahre 1833 wurden sämtliche zur Pfrund gehörenden Liegenschaften von Staats wegen für zirka 3500 Gulden verkauft. Da die Barbesoldung, welche die Pfarrer von dieser Zeit an erhielten, nicht weit reichte, so ist es begreiflich, daß die Bewohner immer noch indirekt an den Haushalt wesentlich beisteuerten. Jetzt bei den gesteigerten Einkommensverhältnissen hat die löbliche Sitte dieser freiwilligen Beisteuer bedeutend abgenommen. Aber ich erinnere mich wohl noch, wie wir eine namhafte Zahl von Schinken den Winter hindurch erhielten und dazu noch viele andere Stücke Schweinefleisch, so daß es für uns nicht nötig war, selbst ein Schwein zu halten. Im Herbst wurden fast aus jedem Haus Trauben gespendet, in einem Ausmaß, daß selbst eine große Familie diese nicht bewältigen konnte. Wir haben daher die meisten dieser Trauben pressen lassen; zusammen mit dem ergiebigen Traubenertrag von den Spalieren her ergaben sich im Jahr immer im Durchschnitt etwa vier Hektoliter. Bei der Kartoffelernte im Herbst wurde auch mancher schwere Sack mit Kartoffeln beim Pfarrhaus abgeladen. Wir Kinder hatten ferner oft das Vergnügen, von bekannten Familien zur Weinlese eingeladen zu werden. Einen besondern Genuß gewährte die Einladung, an der Kirschenernte befreundeter Bauersleute teilzunehmen. Wir durften einen Kratten von zu Hause mitnehmen und selbst die Leitern hinaufsteigen, um Kirschen zu pflücken, bis der Kratten voll war. Wir

unternahmen auch abenteuerliche Fahrten in den Wald, nicht bloß zum Vergnügen, sondern auch um Tannen- und Föhrenzapfen zu sammeln, von denen besonders die letztern für das Heizen beim Glätten der Wäsche gerne verwendet wurden. Beim Mangel an Verkehrseinrichtungen kamen wir oft in den Fall, in benachbarten Dörfern Aufträge zu besorgen. Man sieht also: Wir lebten als Kinder nicht in Mauern eingeengt, wie viele Leute in der Stadt, sondern hatten Gelegenheit, uns frei zu bewegen und in der schönen, gesunden Natur uns zu ergehen.

Wir bildeten im Pfarrhaus eine große Familie, denn neben den eigenen Kindern waren meinen Eltern fremde Kinder zur Erziehung und Ausbildung anvertraut, meistens junge Mädchen aus Zürich, die durch den Aufenthalt auf dem Lande und durch den Unterricht im Hause körperlich und geistig gesunden sollten. Zur Erholung dienten dann kleinere und größere Spaziergänge, für welche unser Dorf äußerst günstig gelegen war. Wie oft stiegen wir, besonders wenn noch Besuch kam, nach der nahen Hochwacht hinauf, von der aus eine weite Landschaft überblickt werden konnte. Dieser Höhepunkt wird über das kleine hochgelegene Dorf Wildensbuch erreicht und gehörte zu den vielen Hochwachten des Kantons, von denen aus gegenseitig in Zeiten der Gefahr Meldungen durch Feuerzeichen, deren Formen zum voraus in ihrer Bedeutung bestimmt worden waren, verbreitet wurden. Von unserer Hochwacht aus waren die Lägern, Kyburg, der Uetliberg, Hohenklingen bei Stein und noch andere Höhepunkte sichtbar. Ein anderer Spaziergang brachte uns durch Wald auf einsamem Wege über die Höhen des Kohlfirsts nach der Ortschaft Paradies, am Rhein zwischen Schaffhausen und Dießenhofen gelegen, wo bis vor kurzem noch ein Kloster bestanden hatte. Auch das Flachtal und der Irchel bildeten ein beliebtes Wanderziel, dessen Erreichung freilich mit Schwierigkeiten verbunden war: Hatte man nämlich unterhalb Nieder-Marthalen die offene Ebene durchquert, so trat das „Niederholz", einer der größten Waldkomplexe des Kantons, als Hindernis entgegen; denn der Weg war schwierig zu finden, zudem hieß es, daß in den tiefen Waldgründen Zigeuner und anderes unheimliches Volk hausen und die Wanderer gefährden. War das Ende des Waldes glücklich erreicht, so mußte man schon aus weiter Ferne von einem erhöhten Platz aus „hepen", d. h. laut rufen, damit der Fährmann, der ziemlich weit jenseits der Thur wohnte, aufmerksam würde und den Wanderer mit dem Kahn über den breiten Fluß führe; eine Brücke war damals noch nicht gebaut.

Großer Jubel herrschte jeweils, wenn es hieß, daß ein Ausflug nach dem Hohentwiel unternommen werden soll. Während längerer Zeit wurde diese Tour alljährlich regelmäßig ausgeführt, und zwar ganz zu Fuß, im Hinweg und Rückweg. Ueber Dießenhofen, Gottmadingen und Singen wurde das Ziel erreicht; die Rückreise fand meistens über Thayngen und Schaffhausen statt. Schon die Reise in ein fremdes Land weckte das Interesse und die Neugierde der jugendlichen Wanderer, das Herumwandeln in den zum Teil noch wohlerhaltenen, geheimnisvollen Ruinen des Hohentwil steigerte den Reiz der Beobachter und gar die Aussicht, welche die Bergeshöhe bot, hob das Staunen und die Bewunderung noch mehr: vor dem Beschauer breitete sich ein umfassender Teil des Alpenkranzes aus, der Bodensee mit dem nahen Untersee, zwischen denen das Münster von Konstanz sich deutlich abhob und in der Ebene am Fuße des Berges dehnten sich helle Getreidefelder aus, deren Halme vom leisen Winde hin und her bewegt wurden.

Bis zum vierzehnten Altersjahr konnte ich ganz im Elternhause bleiben und die Volksschule im Dorfe besuchen. Nach Absolvierung der Sekundarschule wurde es für notwendig erachtet, daß ich zur Vorbereitung auf höhere Studien das Gymnasium in Schaffhausen besuche. Denn obschon die Stadt eine gute Stunde entfernt war und somit für die Wanderung täglich zwei Stunden verwendet werden mußten, so bot sich doch der Vorteil, daß ich teilweise noch im Elternhause bleiben konnte. Die tägliche Wanderung, die ich während fünf Jahren regelmäßig ausgeführt, kam mir aber auch für die Gesundung des Körpers wohl zu statten und bot sonst so große Annehmlichkeiten, daß mich beim Uebergang an die Hochschule in Zürich das Aufhören dieses Wanderns in einer von der Natur so begünstigten Gegend tief schmerzte. Jedesmal wenn ich am Morgen früh die Reise angetreten hatte, im Winter bei noch tiefer Dunkelheit, vernahm ich den erhebenden Klang der Glocken vom Kloster Rheinau her, dessen Türme gerade noch aus der hier tief gebetteten Rheinschlucht herausragten. Im Dorfe Uhwiesen stieg die Straße durch die schönen Weinberge an den Hängen des Kohlfirsts empor, und da war es schön und lustig zu beobachten, wie allmählich über dem Irchel auch die höchsten Spitzen der Berneroberländer Berge, eine nach der andern, sich emporreckten und den Beobachter begrüßten. Kein Wunder, daß der Dichter Goethe, der für landschaftliche Schönheiten empfänglich war, in der Schilderung seiner Schweizerreise

ausdrücklich auf dieses anmutige Bild aufmerksam machte. Wenn die Höhe oberhalb Uhwiesen erreicht ist und der Wanderer seine Schritte abwärts lenkt, bietet sich plötzlich und unverhofft der Blick auf die entzückende Rheinfallgegend und den eigenartigen, tief eingeschnittenen Talkessel, in welchen die Stadt Schaffhausen mit ihrem mittelalterlichen Gepräge eingebettet ist und in deren Umgebung neue Siedelungen von Jahr zu Jahr sich mehrten.

Der Wechsel der Schule kam mich schwer an, so sehr hatte ich mich an das Leben auf dem Lande eingewöhnt. Aber in Schaffhausen genoß ich den Unterricht von vortrefflichen Lehrern und schloß viele dauernde Freundschaften. Der einfache, damals noch etwas altväterische Sinn des Schaffhauservolkes übte offenbar auf die Jugend einen wohltuenden Einfluß aus. Von dem Leben am Gymnasium will ich weiter nichts erzählen, als daß wir nicht selten einen freien Tag bekamen durch die Ankunft fremder Potentaten, welche zu jener Zeit, da der Rheinfall noch Mode war, oft in Schaffhausen durchfuhren. So sah ich unter andern den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, und mit besonderem Jubel und Gepränge wurde im Sommer 1865 Napoleon mit seiner Gemahlin, die von einem längern Aufenthalt in Arenenberg herkamen, begrüßt.

Mit dem Tode meines Vaters war unsere Familie genötigt, Haus und Dorf, wo wir in Glück und Frieden während 34 Jahren gelebt hatten, zu verlassen. Mit tiefem Schmerz nahm ich Abschied von der Stätte, wo ich eine so schöne, ungetrübte Jugendzeit verbracht hatte; es war mir, als ob ich ein Paradies verloren hätte. Zu allen Zeiten denke ich mit stiller Freude an die freundlichen Bilder, die aus jener weit zurückliegenden Zeit in der Erinnerung fest geblieben sind, von denen eines immer besonders heimelig stimmt: wie die jungen Mädchen an schönen Sonntagabenden in breiter Reihe Arm in Arm die Straße auf- und abzogen und mit ihren schönen Volksliedern, wie z. B. „Goldne Abendsonne", den Tag ausklingen ließen.

Ein tieferes Verständnis für die Eigenart des Dorfes wird am besten vermittelt, wenn ich neben den etwas lose aneinander gereihten persönlichen Erinnerungen einen Ueberblick über die *Entwicklung der Gemeinde* darlege. Dieser Anhang soll nicht eine eigentliche Geschichte und ganz kurz sein, auch wird er über die

oft so verworrenen und unfruchtbaren Besitz- und Rechtsverhältnisse des Mittelalters nur die allernotwendigsten Angaben enthalten.[1])

Der Name des Dorfes kommt in den Urkunden zum ersten Male im Jahre 858 vor und lautet Pecchinhova, d. h. bei den Höfen des Geschlechtes, das von einem Stammesvater Pecco sich herleitet.

Die Gerichtsbarkeit besaßen Adelsfamilien aus der Umgebung, wie die Landenberg und die Trüllerey von Schaffhausen. Die Bürger von Benken waren aber sehr selbstbewußte Untergebene; denn als im Jahre 1524 in jener Gegend eine Bauernbewegung sich ausbreitete, suchten auch sie das Joch abzuschütteln. Sie gelangten zwar nicht zum gewünschten Ziel; aber die damalige Gerichtsherrin, Dorothea von Landenberg, begehrte auch nicht, länger mit diesen rebellischen Leuten zu tun zu haben. Sie verkaufte daher ihre sämtlichen Rechte um 1898 fl. an die Stadt Schaffhausen. Das haben nun die Ratsherren in Zürich, die gerade damals das Machtgebiet ihrer Stadt mit allen Mitteln zu erweitern suchten, nicht gerne gesehen und der Gemeinde Benken wegen dieses Handels Vorwürfe gemacht. Sie traten auch mit Schaffhausen direkt in Unterhandlungen ein, und nach hartnäckigem Streiten konnten die Herren von Zürich die Stadt Schaffhausen überreden, daß Benken um die gleiche Summe ihnen abgetreten wurde. Seit dieser Zeit blieb Benken bei Zürich und gehörte zum äußern Amt der Grafschaft Kyburg. Die Gemeinde stand unmittelbar unter der Aufsicht des Obervogtes von Laufen und hatte einen Untervogt, der im „Schlößli" residierte.

Den Zehnten mußten die Bewohner von Benken dem Kloster Rheinau entrichten, zu dem sie von jeher in einer gewissen ökonomischen Abhängigkeit standen. Eine eigenartige Verpflichtung der Leute von Benken bestand nach dem Wortlaut eines alten Berichtes darin, daß jeder, der mit dem Pflug sein Erdreich baute, einen Weihnachtskarren Holz ins Gotteshaus Rheinau bringen mußte; diese Bedingung wurde als besonders lästig empfunden, weil der Abt die Fuhrleute nicht einmal mit Speis und Trank bewirten wollte. Aber die Klosterherren führten sonst kein drückendes Regiment, und, wenn die Gemeinde irgendwie in Not war, übten sie Nachsicht, oder falls Benken schwere Lasten zu tragen hatte, so

[1]) Eine kurze, zusammenhängende Geschichte der Gemeinde Benken wurde im Jahre 1855 von meinem Vater, Pfarrer K. Walder, veröffentlicht. Sie trägt den Titel: „Zur Erinnerung an die 1555 gestiftete Kirchgemeinde Benken". Für diese Darstellung bot die Bibliothek des Klosters Rheinau, die damals noch in ihren alten Räumen sich befand, reiches Material.

erließen sie einen Teil der Steuern, z. B. im Jahre 1617 beim Bau einer neuen Kirche, obgleich diese dem reformierten Glaubensbekenntnis diente.

Das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert verliefen im ganzen ruhig und die schrecklichen Wirrnisse des dreißigjährigen Krieges und einheimischer Fehden drangen nur wenig in die Stille des abgelegenen Dorfes. Dieses konnte sich daher in der langen Periode frei und ungehindert entwickeln. Durch eine arbeitsame und bedürfnislose Lebensführung brachten es damals die Leute zu einem gediegenen Wohlstand, und die Bevölkerung, die bei der Volkszählung von 1634 nur 256 Personen umfaßte, vermehrte sich seither um das Doppelte.

Es darf besonders erwähnt werden, daß in Benken eine gute Schule gehalten wurde, so daß auch auswärts wohnende Kinder, selbst solche katholischen Glaubens, sie besuchten. Einer der bekanntesten Lehrer war Hans Felix Straßer, der von 1691 bis 1734 das Schulszepter führte. Nachher versahen seine direkten Nachkommen oder nahe Verwandte den Dienst als Schulmeister bis zum Jahre 1819. Benken war überhaupt eine der ersten Gemeinden des Kantons, in denen eine öffentliche Schule errichtet wurde (1631) und hatte auch als eine der ersten die Schulhaltung während des ganzen Jahres eingeführt; ferner gehörte die Schule schon frühe (1720) zu den „gefreiten" Schulen, in denen die Schüler kein Schulgeld entrichten mußten. Der Schulmeister von Benken war einer der bestbezahlten, indem er die Erträgnisse eines Kapitals erhielt, das der Untervogt Meister zu Schulzwecken gestiftet hatte.

Das Vermögen der Gemeinde, vor allem das Kirchengut, erreichte mit der Zeit eine ansehnliche Höhe. Bei den zahlreichen Liebessteuern, die in Zeiten von Unglück und bei der noch weit herum herrschenden Armut erhoben wurden, nahm Benken immer eine achtenswerte Stellung ein.

In diese Zeit ruhiger Entwicklung brachten dann allerdings die kriegerischen Ereignisse um das Jahr 1799 eine unliebsame Störung. Zweimal wurde in der Nähe des Dorfes zwischen den Franzosen und Russen gekämpft, besonders heftig am 7. Oktober, da eine starke russische Abteilung unter Korsakow von Dießenhofen her gegen die von Andelfingen aus vorrückenden Franzosen einen starken Angriff unternahm, aber schließlich sich bald hinter den Rhein zurückziehen mußte. Außer Verheerungen an Pflanzland kamen die Bürger nicht

zu materiellem Schaden; dagegen wurde ein junger Bürger, Johannes Meister, in seinem Hause von französischen Soldaten erstochen, weil er ihnen nicht auf der Stelle verschaffen konnte, was sie begehrten.

Die Hungerjahre 1816 und 1817 vermochten der Gemeinde keinen dauernden Schaden zuzufügen, da ihre Verhältnisse von früher her sich konsolidiert hatten, und nun auch wieder eine größere Zahl guter Weinjahre folgten, welche kleinere Rückschläge immer wett machen konnten.

Wie sehr das Bürgerrecht von Benken geschätzt wurde, kann daraus geschlossen werden, daß dessen Erwerbung teuer zu stehen kam. Nur solche Auswärtige durften daran denken, in diese Gemeinde sich einzukaufen, die selber gut situiert waren. Im Jahre 1681 schon betrug das Einstandsgeld 50 Fl. für einen aus der Grafschaft Kyburg, für die übrigen Eidgenossen 100 Fl. Im Jahre 1808 mußte ein Kantonsbürger 480 Fr. alte Währung, d. h. etwa 720 Fr. n. W., entrichten, ein Schweizerbürger oder französischer Bürger 720 Fr., d. h. gegen 1100 Fr. neue Währung. Für den Bürger eines andern Kantons konnte die Einkaufssumme bis auf 960 Fr., d. h. etwa 1440 Fr. neue Währung erhöht werden. Dabei ist zu beachten, daß nach der jetzigen Wertung des Geldes diese Summen bedeutend erhöht werden müssen.

Mit der Zeit haben sich die Verhältnisse natürlich geändert. Die Bedürfnisse der Einzelnen erheben jetzt weit größere Ansprüche und der Ertrag der Weinberge hat infolge der verschiedenen Krankheiten der Reben und durch viele Frostschäden bedeutend abgenommen. Daher sieht sich von Zeit zu Zeit der eine oder andere Bürger des Dorfes genötigt, auszuwandern. Wer das jüngst erschienene Bürgerbuch der Stadt Zürich durchgeht, wird da und dort auf den Namen eines Benkener Bürgers stoßen, besonders beim Geschlecht Meister, das in Benken jetzt noch am weitesten verbreitet ist. Die Aenderung der Berufsverhältnisse hat auch eine Anzahl Bürger veranlaßt, die Heimat zu verlassen, was oben bereits in Bezug auf das Handwerk der Dreher erwähnt worden ist. Für alle diese Auswanderer übt die Stadt Zürich immer eine große Anziehungskraft aus, da sie Gelegenheit zu vielen Betätigungen bietet. Eine große Stadt wird sich übrigens glücklich schätzen, wenn sie vom Lande her frische, gesunde Kräfte in sich aufnehmen kann, die Veraltetes zurückdrängen und neue, lebensfähige Ideen zu fördern imstande sind.

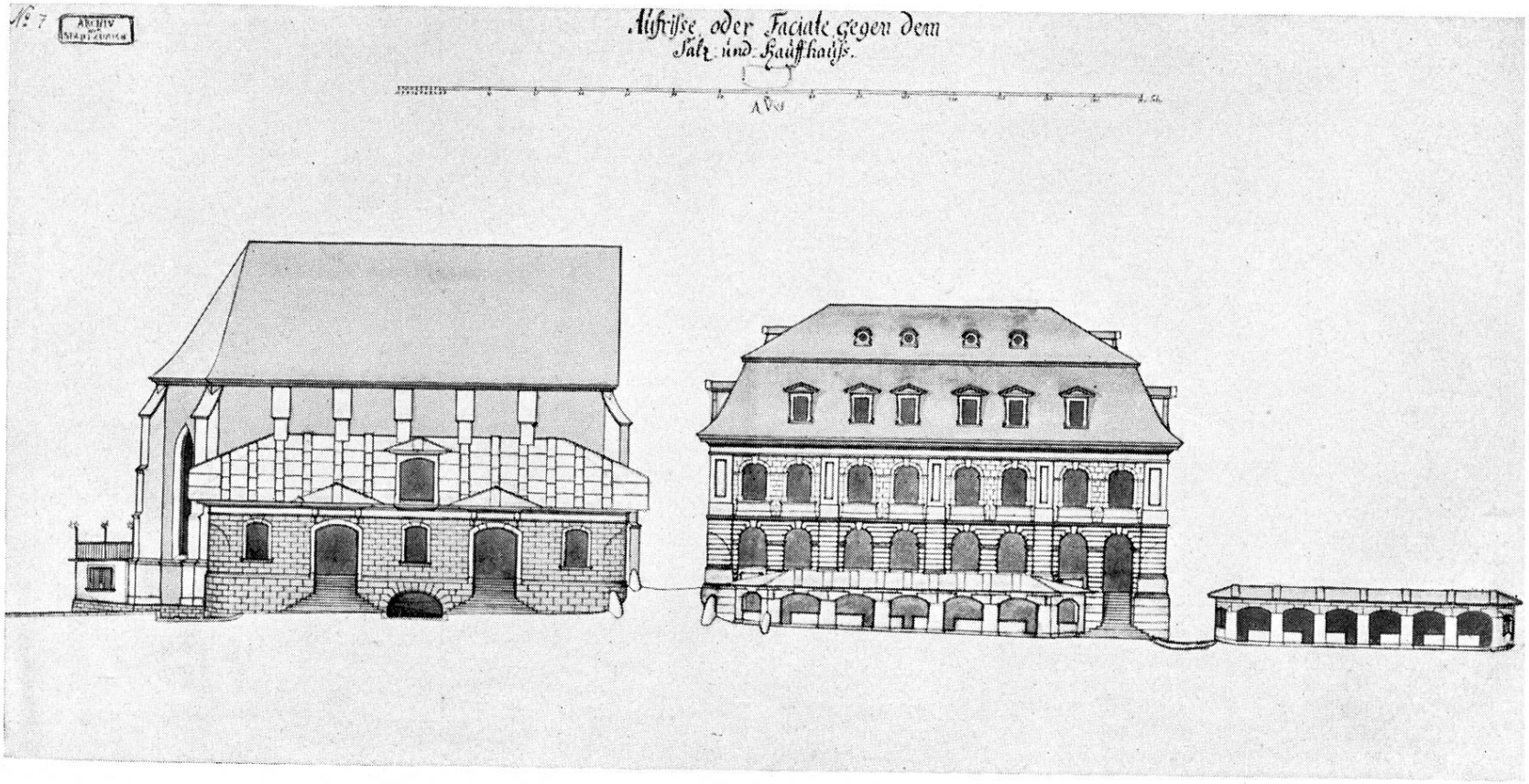


Abb. 1. David Morf. Plan eines Helmhauses und einer Kaufniederlage.